

IN MEMORIAM GILBERT ZIEBURA (1924–2013)

Ein persönlicher Nachruf auf den Nestor der westdeutschen Frankreichforschung von Ingo Kolboom¹

Am 21. Februar 2013 verstarb, wenige Wochen vor seinem 89. Geburtstag, der deutsche Politikwissenschaftler und Historiker Gilbert Ziebura dort, wo er zuletzt lehrte und lebte, in Braunschweig. Mit ihm verlor nicht nur ich einen väterlichen Freund und akademischen Lehrer, wie es sie selten gibt. Meine eigene Vita als Frankreichforscher hat ihm, seinen Schriften, seinem Wirken, seiner Persönlichkeit viel zu verdanken. Seinen streitbaren und fördernden Geist habe ich gerne an meine Studierenden weitergegeben.

Um ihn zu würdigen, möchte ich mit einer frühen persönlichen Erinnerung beginnen; sie führt zurück in die Stimmungslage jener frankophilen jungen Westdeutschen, die ihre Jugendzeit im Zeichen der von Konrad Adenauer und General Charles de Gaulle Anfang der 1960er Jahre betriebenen deutsch-französischen Aussöhnung erlebten. Unsere deutsch-französischen „Sozialisierungsinstanzen“ waren der Frankreichbesuch Adenauers im Sommer 1962 mit dem feierlichen Hochamt in der Kathedrale von Reims, die Deutschlandreise de Gaulles im Herbst desselben Jahres – hier insbesondere seine Ansprache an die „deutsche Jugend“ in Ludwigsburg –, weniger die Unterzeichnung des Élysée-Vertrags am 22. Januar 1963, vor allem aber die ersten vom Deutsch-Französischen Jugendwerk (DFJW) durchgeführten Begegnungen, die uns nach Frankreich führten. Im WDR-Fernsehen belebte das „Pariser Journal“ von Georg Stefan Troller unsere Frankreichsehnsucht. Demzufolge blieb auch die Wahl meiner Studienfächer davon nicht unberührt. Französisch- und Geschichtslehrer wollte ich werden, am liebsten gleich ein „Deutsch-Franzose“, und erwartete vor allem von meinem Romanistik- bzw. Französischstudium das dazu notwendige geistige Rüstzeug. Dass ich nach den ersten zwei Semestern nicht mehr über Frankreich und über das deutsch-französische Verhältnis erfuhr, als ich ohnehin schon wusste, war eine Erfahrung, die dazu beitrug, relativ rasch meinen Studienplatz nach Paris zu verlegen.

Die einzigen nichtliterarischen Bücher über Frankreich, die sich in meinem studentischen Gepäck befanden, waren die *Französische Geschichte* des Publizisten Friedrich Sieburg (Neuausgabe 1964), die ich von meiner Schule zum Abitur erhalten hatte, sowie die von Paul Hartig 1964 herausgegebene, noch ganz in der geistesgeschichtlichen Tradition stehende und inhaltlich überholte, aber damals einzige *Frankreichkunde* von Paul Hartig (4. Auflage 1964) und das Büchlein *De Gaulle sieht Europa. Reden und Erklärungen 1958-1966* des unvergessenen Paris-Korrespondenten Ernst Weisenfeld (Fischer Bücherei 1966), das ich mir noch in meiner Militärzeit angeschafft hatte. Keiner dieser Titel befand sich auf einer meiner Lektürelisten für

¹ Prof. Dr. Dr. h.c. Ingo Kolboom, Jahrgang 1947, ist Historiker, Politikwissenschaftler und Romanist. Er lebt in Dresden und war dort von 1994 bis 2012 Romanistik-Professor für Frankreichstudien und Frankophonie an der Technischen Universität Dresden; davor u.a. Wissenschaftlicher Referent im Forschungsinstitut der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik in Bonn, Gastprofessor für Geschichte in Montréal sowie Dozent in den Fächern Romanistik und Politikwissenschaft an der TU Berlin, FU Berlin und Universität Hamburg. Er ist seit 1984 Vorstandsmitglied des Comité d'études des relations franco-allemandes (CERFA) am Institut français des relations internationales (IFRI) in Paris und seit 1990 Mitherausgeber des *Frankreich-Jahrbuch*. Von 1993 bis 2009 gehörte er dem Deutsch-Französischen Kulturrat an.

Studienanfänger im Fach Französisch, geschweige denn ein Hinweis auf eine andere „wissenschaftlichere“ Literatur über französische Geschichte, Politik und Gesellschaft oder gar deutsch-französische Beziehungen. Von einem Élysée-Vertrag war in keinem Seminar die Rede! Kurzum, es war die Situation wissenschaftlich organisierter Ignoranz, die Alfred Grosser dann Anfang der 1970er Jahre in seinem Artikel über die deutsche Romanistik „Versagen die Mittler? Was Deutschland und Frankreich voneinander wissen“ in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* (2. Februar 1973, S. 8) beklagen sollte.

Doch schon drei Jahre vor Grossers Artikel hatte der nach Wissen über Frankreich und nach Analysen über das eigene Verhältnis zu diesem Land dürstende Student erstmals ein wissenschaftliches „Erweckungserlebnis“! Ein nicht mehr als zweihundert Seiten umfassendes Taschenbuch mit dem Titel *Die deutsch-französischen Beziehungen seit 1945. Mythen und Realitäten* (Günther Neske 1970) fiel mir in die Hände. Sein Verfasser: Gilbert Ziebura, laut Klappentext Professor für Politische Wissenschaften am Otto-Suhr-Institut an der Freien Universität Berlin. Warum „Erweckungserlebnis“? Für mich, den damaligen, an Frankreich und dem deutsch-französischen Nachkriegsverhältnis interessierten „68er“-Studenten war es die erste Abhandlung, die auf engem Raum ein analytisches Instrumentarium zum tieferen Verständnis des deutsch-französischen Verhältnisses, damit auch von Frankreich und vom eigenen Land bot. In seiner konzisen Lesbarkeit erinnerte mich das Buch an *Die sieben Todsünden des Deutschen Reiches* von Sebastian Haffner, das ich noch in meiner Schulzeit verschlungen hatte. Vorwarnend und neugierig machend hieß es im Klappentext von Zieburas Buch: „Die Einstellung des Autors ist in zweifacher Hinsicht kritisch. Er leistet zunächst ein Werk der Entmystifizierung, will, wie Lenin es verlangt, ‚die Dinge hinter den Dingen‘ erkennen. Was sich in dem Vierteljahrhundert seit dem Zweiten Weltkrieg an Konflikten, aber auch an Formen echter Kooperation herausgebildet hat, wird jenseits von Schönfärberei oder unangemessenem Pessimismus auf seine realen Gehalte überprüft. Daraus wächst die zweite Aufgabe der Kritik: zu einer Meinungs- und Willensbildung beizutragen, die sich, ohne Sentimentalität, aber mit Augenmaß und Leidenschaft (Max Weber), für eine Sache engagiert, um die es sich lohnt.“

Dass diese Warnung angemessen war, zeigte damals nicht zuletzt die manchmal schroffe Reaktion jener, die schon so etwas wie ein deutsch-französisches Establishment bildeten. In seiner 2009 erschienenen *Autobiographie* erinnerte Gilbert Ziebura an diese Auseinandersetzung, die sich vor allem bezog auf den „kritisch-pessimistischen Grundton des Buches, der aus der Relativierung, ja Marginalisierung des ‚Freundschaftsvertrages‘ resultierte“ (*Kritik der „Realpolitik. Genese einer linksliberalen Vision der Weltgesellschaft. Autobiografie*, LIT Verlag 2009, S. 260). Und er fügte hinzu: „Mir ging es darum zu zeigen, dass die Chancen, die die deutsch-französische Zusammenarbeit bei der Bewältigung konkreter Probleme bot, nicht genutzt wurden, zum Nachteil für beide. Mir genügte die selbstgerechte Beschwörung des Erreichten in Sonntagsreden nicht. Ich wollte, dass beide Länder für ein *gemeinsames* europäisches Projekt eintreten.“ (ebenda, S. 261, Hervorhebung im Original)

Wie recht er damit hatte, zeigt nicht nur der Rückblick auf die damalige Auseinandersetzung um die Ratifizierung des Élysée-Vertrags im Deutschen Bundestag 1963 zwischen „Atlantisten“ und „Gaullisten“ mit der daraus folgenden „Präambel“, die dem Vertrag als atlantische und europäische Rückversicherung vorangestellt wurde und den Vertrag in den Augen de Gaulles wertlos machte: "Sehen Sie mal, Verträge sind wie junge Mädchen und Rosen: Sie halten so lange, wie sie halten. Wenn der deutsch-

französische Vertrag nicht zur Anwendung käme, wäre es nicht das erste Mal in der Geschichte." (Quelle: DER SPIEGEL 28/1963, „De-Gaulle-Besuch, Was eine Rose übersteht“, <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-45144174.html>). Dies zeigten auch die Jahre des faktischen Stillstands, ja Rückschritts in der Zusammenarbeit nach dem Rücktritt Adenauers im Herbst 1963, was dann später im überaus kühlen Verhältnis Pompidou-Brandt kulminierte. Ich selbst war als Schüler harmlos in diesen Streit geraten, als ich Mitte der 1960er Jahre für unsere Schülerzeitschrift zwei Artikel über de Gaulles Europavision schrieb und mit meinem gaullistischen Plädoyer für ein „Europa der Staaten“ den Zorn der „bundesstaatlichen Europäer“ und USA-Freunde an meiner Schule gleichermaßen auf mich zog. Wie gering das allgemeine Ansehen des Élysée-Vertrags damals noch war, kann sich heute kaum noch einer vorstellen, wenn er nicht in die Zeitzeugnisse hinabtaucht. Es war kein Geringerer als der Adenauerbiograph und konservative Politikwissenschaftler Hans-Peter Schwarz, der 1989 im Rückblick schrieb, „daß der Vertrag seine weitreichende Wirksamkeit erst in den siebziger Jahren und in unserem Jahrzehnt entfaltet hat.“ (H.-P. Schwarz, *Eine Entente Élémentaire. Das deutsch-französische Verhältnis im 25. Jahr des Elysée-Vertrages*, Mit einer Dokumentation von I. Kolboom, Erw. Neuaufl., Europa Union Verlag 1990, S. 17). Und noch schärfer, ganz im Sinne der von Ziebura 1970 geäußerten Kritik, erinnerte derselbe Hans-Peter Schwarz 2003, auf einer Podiumsdiskussion anlässlich des 40. Jahrestags des Élysée-Vertrags, daran, „dass ein durch Fehlstart ziemlich verdorbener, im beiderseitigen Streit ausgeleierter, halbtoter Vertrag reanimiert worden sei und dann nach zwanzig Jahren [!] eine dauerhafte Kraft entfaltet habe.“ (In diesem Wortlaut zitiert in G. Ziebura, *Autobiografie*, S. 262f.). Angesichts der seit 1989 anschwellenden offiziellen Verklärung der Unterzeichnung des Elysée-Vertrags, wenn immer ein Jubiläum es erfordert, dürfte die von Ziebura schon in seinem Vorwort von 1970 geäußerte Kritik am „Ritual von Sonntagsreden und Regierungserklärungen“ – „Routine aber kann ebenso töten wie Feindschaft“ (S. 7) – an Aktualität wenig eingebüßt haben.

Das Prestige der deutsch-französischen Versöhnung konzentrierte sich damals nicht zuletzt ganz auf die vorbildliche und breitenwirksame Leistung des im Juli 1963 gegründeten Deutsch-Französischen Jugendwerkes (DFJW), aus der eine neue Generation junger westdeutscher Frankophiler heranwuchs, zu denen auch ich gehöre und die mit ritualisierten „Sonntagsreden“ ohnehin nicht mehr viel anfangen konnten. So entging mir auch die Polemik um Zieburas Buch, das er in seinem Vorwort als „Skizze“, als „Leitfaden“ vorstellte und dessen theoretische und empirische Grenzen er mit einer Bescheidenheit und mit Selbstzweifeln ansprach, wie sie nur wenigen Wissenschaftlern jener Jahre zu eigen war. Für mich, wie für viele andere, war diese kritische Skizze ein „Leitfaden“ im besten Sinne des Wortes, um über meinen frankophilen Idealismus der Tat und des Wortes hinaus reale Machtverhältnisse und Interessenkonstellationen im deutsch-französischen Verhältnis verstehen zu lernen. Dazu gehörte auch der Versuch Zieburas, Chronologie und Strukturgeschichte zu verbinden und die deutsch-französische Nachkriegsentwicklung in die „Lehren der Geschichte“ einzubinden. Seine in diesem ersten Kapitel bewundernswert konzis analysierte „Legende der ‚Erbfeindschaft‘“ und die „Anatomie des [weit in das 19. Jahrhundert hinreichenden deutsch-französischen] Konflikts“ ließen mich zum ersten Mal die große Vorgeschichte der von mir selbst im Kleinen mit Sturm und Drang gelebten deutsch-französischen Beziehung erfahren. Dass ich dieses Kapitel „Legende der ‚Erbfeindschaft‘“ in meiner späteren Lehrtätigkeit zur Pflichtlektüre machte, weil ich nie wieder eine derart überzeugende Einführung in diese Thematik fand, war nur eine der vielen Folgen dieser jugendlichen Lektüre!

Ein andere Folge war, dass ich mich im Selbststudium (!) auch mit anderen Schriften dieses mir bis dahin unbekanntem Berliner Hochschullehrers zu befassen begann. Er entpuppte sich mir nicht nur als einer der damals interessantesten und mehr als einmal quer denkenden Analytiker der internationalen Politik und Weltwirtschaft, sondern, was in besonderer Weise in den Fokus meines Interesses geriet, als einer, der mit Fug und Recht als „Nestor der westdeutschen Frankreichforschung“ bezeichnet werden kann. Der 1924 in Hannover geborene Gilbert Ziebura, dessen frühe Vita von der tragischen jungen Mitläufer-Opfer-Generation des Dritten Reiches und nach dem Krieg von ersten deutsch-französischen Jugendbegegnungen geprägt war (siehe seine *Autobiografie*, S. 17ff.), schrieb im Laufe seiner aktiven Hochschullaufbahn an verschiedenen deutschen Universitäten nicht nur eine Vielzahl grundlegender wissenschaftlicher Analysen zur französischen Politik, Wirtschaft und Gesellschaft, sondern machte sich auch als engagierter, sich selbst als „linksliberal“ etikettierender, also sich zwischen alle Stühle setzender Publizist einen Namen. Was Letzteres angeht, war er ein „*intellectuel*“ im besten Sinne des französischen Wortes, was im Nachkriegswestdeutschland lange Zeit nicht zur Ehre gereichte.

Aus seinen frühen frankreichspezifischen Werken, die mich in meiner Studienzeit prägten, seien hier nur genannt: *Die deutsche Frage in der öffentlichen Meinung Frankreichs von 1911 bis 1914* (1955); die Herausgabe und Übersetzung ins Deutsche von François Goguel's *Das französische Regierungssystem* (1956/57); *Die V. Republik. Frankreichs neues Regierungssystem* (1960); *Léon Blum. Theorie und Praxis einer sozialistischen Politik. Bd. 1: 1872 – 1934* (1963), vier Jahre später auch in Frankreich, im Verlag Armand Colin, erschienen; der mit seinem Schüler H.-G. Haupt herausgegebene Band *Wirtschaft und Gesellschaft in Frankreich seit 1871* (1975) und *Frankreich 1789-1870. Entstehung einer bürgerlichen Gesellschaftsformation* (1979). Eine Auswahl seiner zahlreichen Aufsätze über Frankreich, einem Opus summum gleich, angereichert mit zwei neuen Originalbeiträgen, erschien 2003 unter dem Titel *Frankreich. Geschichte, Gesellschaft, Politik. Ausgewählte Aufsätze*, herausgegeben von seinem Schüler Adolf Kimmel. Die ersten Lektüren seiner Schriften, darunter die beiden Aufsätze „Interne Faktoren des französischen Hochimperialismus 1871-1914. Versuch einer gesamtgesellschaftlichen Analyse“ (1971) und „Volksfront“ (1972) wurden für mich zeitgleich mit ihrem Erscheinen eine singuläre geistige Bereicherung und boten mir Zugang zu eigenen Fragestellungen, später für eigene Forschungen, denn Gilbert Ziebura erwies sich auch für mich als Begründer einer in Westdeutschland damals einzigartigen *sozialwissenschaftlichen* Frankreichforschung. Sein Ringen um ein exemplarisch an Frankreich festgemachtes Konzept der „nationalen Gesellschaftsformation“, angelehnt an das Vorbild der „histoire totale“ der französischen Annales-Schule, wurde nicht nur mir zeitweise zum „Königsweg“ einer Frankreichforschung, welche die alte Dominanz einer Geschichtsschreibung, die staatlich-politische Prozesse privilegierte, überwand und innergesellschaftliche Machtverhältnisse in den Mittelpunkt der Analyse rückte (siehe seine Einleitung „(Um)Wege zu einer sozialwissenschaftlichen Frankreichforschung“ in *Frankreich ... Ausgewählte Aufsätze*, S. 9-22).

Doch Gilbert Ziebura erwies sich nicht nur als ein Baumeister westdeutscher Frankreichforschung; er war in ganz besonderer Weise ein Meister, der als akademischer Lehrer und wissenschaftlicher Gesprächspartner viele Gesellen prägte. Aus dieser „Ziebura-Schule“ gingen seit den 1960er Jahren zahlreiche neue Meister hervor, die zu eigenen Wegen aufbrachen und ihrerseits neue Schüler prägten. So

entstand - erstmals seit der Weimarer Republik - in Deutschland wieder eine wissenschaftlich ernst zu nehmende, in sich vielgestaltige Landschaft der Frankreichforschung! Die von seinen geistigen Schülern und Freunden 1989 gestaltete *Festschrift* zum 65. Geburtstag von Gilbert Ziebura ist ein beeindruckender Ausweis für das Wirken eines Mannes, der seine Schüler in die Unabhängigkeit entließ und dessen wissenschaftliche Streitbarkeit Respekt einflösste. Der keineswegs immer mit ihm einverstandenene, weil mit Zieburas Kritik am „zu wenig Erreichten“ hadernde Alfred Grosser schrieb dazu die Einleitung und schloss mit folgenden Worten: „Manchmal möchte man mehr Einsicht in die Tatsache haben, daß das notwendige Sich-nicht-zufriedengeben keineswegs ein Zufriedensein ausschließt. Das Wesentliche jedoch ist dieses ständige, ethisch begründete Fordern. Nicht nur dies, doch vor allem dies hat Gilbert Ziebura die Zuneigung und Bewunderung eingebracht, die alle Autoren dieser *Festschrift* veranlasst haben, an der Ehrung teilzunehmen.“ (*Frankreich - Europa - Weltpolitik. Festschrift für Gilbert Ziebura*, Westdeutscher Verlag 1989, S. 21).

Nie wieder gab es eine solche akademische „Baumschule“ in der deutschen Frankreichforschung. Auch hier möge die persönliche Erinnerung das Bild erhellen. Es war schließlich einer seiner direkten Schüler, Roland Höhne - er wurde in Berlin am Otto-Suhr-Institut mein Dozent -, der mich in die Gedankenwelt von Gilbert Ziebura, der inzwischen von Berlin nach Konstanz gewechselt hatte, weiter einführte und mein akademischer Lehrer wurde. Es waren diese „zieburistischen“ Einflüsse, die aus dem jungen Romanistikstudenten „à la recherche de la France perdue“ einen neuen Frankreichforscher machten, der seine Empathie für Frankreich mit kritischer Analyse zu verbinden suchte. Im Kreise der sich in den 1980er Jahren im Deutsch-Französischen Institut in Ludwigsburg regelmäßig versammelnden westdeutschen Frankreichforscher unterschiedlicher Provenienz, darunter nicht wenige „Zieburisten“, war auch deren Ziehvater immer wieder anzutreffen. Seine temperamentvollen Beiträge waren nie in der Mainstream, sie waren stets grundsätzlicher Art, rangen mit der „Realpolitik“ und um Visionen. Auf ihn trifft das Bonmot Albert Einsteins zu: „Wenn du ein wirklicher Wissenschaftler werden willst, dann denke wenigstens eine halbe Stunde am Tag das Gegenteil von dem, was deine Kollegen denken.“ Er überzeugte durch Zweifel. Er gehörte auch nie zu den „Autoritäten“, die nach ihrem Referat wieder abreisten, vielmehr setzte er sich gerne mit den „Jungen“ an einen Tisch. Unvergessen bleibt mir das „Europa-Kolloquium“ 1994 im Alten Reichstag Regensburg; weniger wegen des gemeinsamen Redner-Auftritts, sondern wegen der gemeinsamen Tanz-Sause anschließend, in einer nächtlichen Disco.

Er war es auch, der in dem Ludwigsburger Frankreichforscher-Kreis den maßgeblichen Anstoß zur Gründung des noch heute präsenten *Frankreich-Jahrbuch. Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, Geschichte, Kultur* gab. 1988 erschien der erste Band. Dass Ziebura seine Mitherausgeberschaft nur wenig später zu Gunsten eines jüngeren Wissenschaftlers abtrat, gehörte zu seinem Charakter. Und wie viele andere wartete auch ich, der ich dieser jüngere Wissenschaftler war, darauf, dass er noch einmal Hand an seine erste Problemskizze über die deutsch-französischen Beziehungen anlegen würde. Denn trotz der seit den 1980er Jahren geradezu erfreulich inflationären Einzeluntersuchungen und Sammelbände über die deutsch-französischen Beziehungen - ein Ausweis auch über die von Hans-Peter Schwarz diagnostizierte „dauerhafte Kraft“, die „ein durch Fehlstart ziemlich verdorbener, im beiderseitigen Streit ausgeleierter, halbtoter Vertrag“ schließlich „nach zwanzig Jahren“ entfaltet hatte - fehlte immer noch eine originelle Gesamtdarstellung der deutsch-französischen Beziehungen seit 1945, die an die 1970

von Ziebura vorgelegte Vorgehensweise anknüpfte und hinausführte über das historische Ereignis der deutschen Einheit, das die alte Geschäftsgrundlage der deutsch-französischen Zusammenarbeit nachhaltig revolutionierte.

1997 war es dann so weit. Klett-Cotta publizierte die überarbeitete und aktualisierte Neuausgabe von Gilbert Zieburas Werk über die deutsch-französischen Beziehungen seit 1945. Abgesehen von den Überarbeitungen des Überblicks bis zur „Großen Koalition“ 1969 hatte sich die Neuausgabe, an welcher der inzwischen emeritierte Ziebura unter großem Druck seitens des Verlages zwei Jahre gearbeitet hatte, im Umfang fast verdreifacht. 565 Seiten zählte das um sechs neue Kapitel und neue Dokumente (im Anhang) vermehrte Werk, das ich in meinen Lehrveranstaltungen an der Technischen Universität Dresden als Standardlektüre für die mir nach der Wende anvertrauten neuen Romanistengenerationen einführte. Auch in dieser Neuauflage war Ziebura sich treu geblieben. Der originelle Zeitzeugencharakter blieb erhalten, auch die Verve, mit der er die Realitäten maß an den von ihm erhofften Möglichkeiten des deutsch-französischen „Tandems“, einen gemeinsamen Beitrag zum Fortgang der europäischen Integration zu leisten. Die Stärke Zieburas, Politik- und Wirtschaftsanalysen gleichermaßen zu verbinden und diesbezügliche Interessenlagen im nationalen wie internationalen Kontext herauszustellen, macht insbesondere das Kapitel X („Antikrisenpolitik“), das die Kooperation unter dem Glücksfall-Tandem Giscard-Schmidt im „Strudel der Weltwirtschaftskrise“ vorstellt, zu einem Filetstück des Buches. Seine beispielhafte Analyse der unterschiedlichen Reaktionen beider Länder auf die damalige Weltwirtschaftskrise, wie sie „dabei trotz punktueller Annäherung der Wirtschaftspolitiken bestimmte Eigenarten der gesellschaftlichen und politischen Systeme zunächst noch stärker akzentuierten“ (S. 288), hätte in diesen aktuellen Zeiten der Welt-, Finanz- und Euro-Krise immer wieder neu gelesen werden müssen.

Auch das Schlusskapitel „Am Scheideweg“ entbehrt trotz seines spekulativen Charakters nicht brennender Aktualität. Hören wir Ziebura von 1997 selbst: „Je mehr man die Grundpositionen [beider Länder] vergleicht, desto mehr klaffen sie auseinander, auch wenn man ihre paradigmatischen Elemente eliminiert. Daraus erklärt sich der Zwang zu Formelkompromissen und Hintergedanken (Soutou), die offensichtliche Unmöglichkeit, zwischen Souveränität und Integration, zwischen Staat und Markt, Politik und Ökonomie und Ökologie einen neuen demokratischen, d.h. selbstbestimmten Weg zu finden. [...] Nur wenn Deutschland und Frankreich, von den Trägern sozialer Prozesse bis zu den Regierungen in permanenter kontroverser Auseinandersetzung, in dieser Hinsicht zu grundlegenden Wegweisungen imstande sind, können sie Führerschaft beanspruchen. Wenn nicht, hat das ‚Tandem‘ seine historische Chance endgültig verspielt.“ (S. 417)

Wir sehen, im Ergebnis führte diese Neuauflage den kritischen Grundton der ersten Ausgabe von 1970 fort. Dass diese Sichtweise wieder einmal nicht auf die Zustimmung stieß, die Ziebura sich erhofft hatte – offensichtlich nicht einmal im Verlag selbst, der das schnell vergriffene Werk auch nicht wieder neu auflegte (siehe *Autobiografie*, S. 384-386), zeigte einmal mehr, welchem Risiko sich der Überbringer einer schlechten Botschaft bei jenen aussetzt, die sie nicht hören wollen. In seinem autobiografischen Rückblick von 2009 (!), in dem er sonst nicht mit Selbstkritik spart, nimmt er davon nichts zurück und legt noch einmal mit Worten nach, die angesichts aktueller Schlagzeilen über die deutsch-französischen Beziehungen (z.B. „Die erkaltete Ehe“, *Berliner Zeitung*, 7./8. Juli 2012, S. 6; „Der neue kranke Mann in Europa. Das deutsch-französische Dilemma“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 4. Juli 2013, S. 1) geradezu

konstruktiv klingen: „Seit Maastricht hat es in keiner wichtigen internationalen Frage eine gemeinsame Initiative gegeben, eine Situation, die durch gut geölte Routine übertüncht wird. Im Übrigen muss ein deutsch-französischer Bilateralismus in einer Europäischen Union mit 27 (bald mehr) Mitgliedsstaaten zwangsläufig hegemonial und damit kontraproduktiv wirken. In Wahrheit erwecken beide Länder den Eindruck von Getriebenen, die sich, jedes auf seine Weise, aufs Reagieren beschränken, um mit dem jeweils spezifischen Spagat-Dilemma fertig zu werden. Das geschieht in einer Welt, in der die ‚Realpolitik‘ mit den wachsenden Gefährdungen nicht fertig wird. Es scheint, als wäre die Politik in beiden Ländern von diesen Herausforderungen überfordert. Gerade diese Situation würde verlangen, weiter für Ziele zu kämpfen, die sich über den Pragmatismus der kleinen Schritte erheben.“ (*Autobiografie*, S. 386)

Dass Gilbert Ziebura alles andere als Schadenfreude darüber empfand, wenn er sich in seiner kritischen Grundstimmung bestätigt sah, lässt sich nicht zuletzt dem Epilog am Ende seiner *Autobiografie* entnehmen: „Wofür immer ich mich mit ‚Leib und Seele‘ engagierte: die deutsch-französische Freundschaft; die Idee der europäischen Einigung; der Kampf für soziale Gerechtigkeit und Demokratisierung als Grundlage einer lebendigen, kritischen Zivilgesellschaft, die Entwicklung einer Politischen Wissenschaft, die Herrschaftsstrukturen transparent macht und, wenn es erforderlich ist, die Notwendigkeit von Veränderungen voraus denkt – stets stand ich zugleich ein Stück ‚außen vor‘, ein Abstand, der es ermöglicht, gesellschaftliche Entwicklungen nicht hinzunehmen, sobald sie drohen, in Routine, Bequemlichkeit, unreflektierte Akzeptanz, Selbstzufriedenheit über das Erreichte, Herrschaft um ihrer selbst willen abzugleiten, besonders in Zeiten gewaltiger Umbrüche, die den Mut zum Umdenken als Grundlage adäquater Entscheidungen verlangen.“ (*Autobiografie*, S. 388)

Es war ein glücklicher Umstand, dass sein Lebens-Werk über die deutsch-französischen Beziehungen seit 1945, das in Frankreich nur die Eingeweihten kannten, dank des Pariser „Comité d'études des relations franco-allemandes (CERFA)“ Anfang 2013 endlich in einer französischen Übersetzung erscheinen konnte (*Les relations franco-allemandes dans une Europe divisée. Mythes et réalités. Avant-propos* Ingo Kolboom. Presses universitaires de Bordeaux). Gilbert Ziebura, schon auf dem Krankenlager, konnte die langersehnte französische Fassung seines Buches noch in die Hand nehmen! Dass meine für den französischen Leser bestimmte Vorrede, deren Druckfahnen Gilbert Ziebura noch frohen Herzens als „eine Hommage nicht um der Hommage willen, sondern aus der Sache heraus“ begrüßt hatte (Brief an Verf. vom 20. Juli 2012) nur wenige Wochen später den traurigen Charakter eines Nachrufs annehmen sollte, hatte ich nicht einmal zu fürchten gewagt, obwohl er mir vage geschrieben hatte, dass „es mir nicht besonders gut [geht], was bei dem Alter kein Wunder ist.“ Wäre es noch zu der von uns erhofften öffentlichen Präsentation gekommen, hätte er sicherlich zunächst von seiner Liebe zu Frankreich gesprochen und hätte dann wieder seine markante warnende Stimme erhoben – nicht nur gegen die „Sonntagsreden“ zum 50. Jubiläum des Élysée-Vertrags.

Denke ich an Gilbert Ziebura, dann denke ich an diesen lebensbejahenden Gelehrten mit kritischem Augenmaß und zweifelnder Leidenschaft, an einen Menschen, der den Stachel einer Jahrhundert-Erinnerung in sich trug. Denke ich an Gilbert Ziebura, dann denke ich auch an einen akademischen Lehrer-Freund, dem Forschung, Lehre und Gespräch gleichermaßen wichtig waren und wie er als Vorbild und Weggefährte selten geworden ist. Das haben auch seine Studenten gewusst. Seine immer noch bestehende Internetseite <<http://www.gilbertziebura.de/>> zeigt ein Foto von seiner letzten

Braunschweiger Vorlesung 1992: Mit einem gerührten Strahlen nimmt er mit dem einen Arm, den der Krieg ihm ließ, die vielen Rosen entgegen, die ihm seine Studenten zum Abschied entgegenstrecken.

*Et sur l'albâtre où je repose
Un poète avec un baiser
Ecrivit : Ci-gît une rose
Que tous les rois vont jalouser.*

Théophile Gautier



© Ingo Kolboom 2013